

STEFAN
MAIWALD

Wenn die
Gondeln
untergehen

Ein Venedig-Krimi

dtv
premium

»Bleiben Sie, solange Sie wollen. Und ja nicht vom *dolce far niente* verführen lassen, immer schön fleißig ermitteln!«, fügte Ottokar Zepter grinsend hinzu.

Max-Heinrich Hempel nickte verlegen und wollte noch etwas sagen, kam aber über ein Äh nicht hinaus.

EC 89, 9.34 Uhr ab München Hbf

Freitag, München: 11 Grad, Nieselregen, leichter Ostwind, Frühlingsanflug schon wieder vorbei

*Venedig: 14 Grad, trocken und windstill,
Touristenstrom anschwellend*

Max-Heinrich blickte dem Hass in die Augen. Der Hass funkelte so rein und aufrichtig, dass ein einziger Tropfen davon, verdünnt ins Trinkwasser gegeben, ein ganzes Land in große Unruhe hätte stürzen können.

Die Auslöser dieses Hasses waren Max-Heinrichs Worte, die da lauteten: »Entschuldigen Sie, ich fürchte, Sie sitzen auf meinem Platz.« Der Angesprochene verglich die Platzkarten, musste dann seinen Irrtum eingestehen und erhob sich stumm vom geliebten Fensterplatz, nicht ohne faulige, farbige Dämpfe aus seinen Ohren auszustoßen.

Max-Heinrich wollte nicht länger als eine Woche fortbleiben, denn Lena schlief vorerst bei ihrer besten Freundin; sollten die Ermittlungen länger dauern, würde sie zu Beginn der Pfingstferien nachkommen.

Der Zug setzte sich in Bewegung, und die zweite Klasse war erbärmlich voll, während die fünf Fahrgäste in den drei Wagen der ersten Klasse Champagner orderten und die elegant choreografierten Stripeinlagen der Zugbegleiterinnen genossen.

Beim Kunstfälscherfall war Max-Heinrich ja noch geflogen, und der Blick beim Landeanflug auf diesen erstaunlich fischähnlichen Umriss Venedigs war außergewöhnlich schön gewesen, aber er hatte es nicht so mit Fliegen. Diese Hektik. Dieser Stress. Die vielen Menschen. Und natürlich die reale, wenn auch unwahrscheinliche Möglichkeit, aus zehntausend Metern Flughöhe abzustürzen oder – ebenfalls unwahrscheinlich, aber ein klein wenig wahrscheinlicher – beim Start oder bei der Landung in einem Feuerball zu verglühen.

Der Zug, das war mehr seins. Die paar zusätzlichen Stunden nahm er gern in Kauf.

Max-Heinrich klappte, nachdem er seine langen Beine umständlich in Position gebracht und den Kampf um die Armlehne gegen einen jungen italienischen Studenten

auf dem Gangplatz gewonnen hatte, seinen Laptop auf, um ein wenig über das zu lesen, was ihn erwartete. Maggiore Barbara Goldoni hatte ihm drei E-Mails mit zahlreichen Anhängen geschickt.

Beim letzten Mal, vor vier Wochen, war er nur zwei anstrengende Tage in Venedig gewesen, um im *Archivio di Stato di Venezia* am Campo dei Frari zu recherchieren und seine Ergebnisse mit denen abzugleichen, die er in den Münchner Archiven zu Tage gefördert hatte. Dabei hatte er neben der Majorin auch den Kunstkritiker Vittorio Carducci kennengelernt. Die Graue Eminenz hatte ihn sehr gemocht, vor allem, als Max-Heinrich nachwies, dass jener nicht das Geringste mit seinem Fall zu tun hatte. Bei Barbara, offiziell natürlich Maggiore Barbara Goldoni, war es etwas anders gewesen, denn er hatte im Umgang mit ihr einen eng gesteckten Parcours von Fettnäpfchen absolviert und dabei kein einziges ausgelassen, vom allzu festen, kumpeligen Händedruck bis zum ungefragten Duzen, von einer ungeschickten und völlig unabsichtlichen Berührung ihrer Brüste, als sie sich beide in eine enge Enoteca zwängten, bis zum fatalen *Cappuccino* nach dem Abendessen.

Der Zug passierte Innsbruck, und Max-Heinrich starrte nur auf den Bildschirm. Er hatte keine drei Zeilen gelesen, sondern war in Gedanken wieder überall sonst. Bei Lena und Barbara, bei seinem Vorgesetzten Ottokar, dem er keinen Arg unterstellte, und bei dem Inder, der ihm schräg gegenüber saß, der bislang geschwiegen hatte und dann einen Telefonanruf in tiefstem Bayerisch beantwortete. Max-Heinrich tat das einzig Vernünftige: Er klickte die E-Mails fort und spielte eine Partie Solitaire.

Schließlich schlief er kurz vor Bozen mit dem Kopf am Fenster ein und wurde bald durch die Nahtoderfahrung geweckt, die ein mit voller Geschwindigkeit entgegenkommender Zug auslöste. Den Rest der Strecke bis Verona, wo er umsteigen musste, betrachtete er die von Südtirol bis in die Po-Ebene immer mediterraner werdenden Bahnhöfe, Häuser und Landschaften.



Niemanden ließ die Fahrt von Mestre nach Venedig kalt, wenn, vom Festland kommend, die amphibische Stadt sich langsam aus dem schon warmen, weichen Licht erhebt. Natürlich wusste Max-Heinrich: Auch Mestre ist Venedig, sogar der längst viel größere Teil davon. Aber so denken eben nur lokale Politiker, Landvermesser und Geographen. Nichts da: Venedig ist das, was vom Wasser umgeben ist. Über den Eisenbahndamm ging es fünf Kilometer quer über die Lagune bis zum Bahnhof Santa Lucia, für den einst die

gleichnamige Kirche für immer hatte weichen müssen. Wer sagt, dass Italiener in jedem Fall überzeugte Katholiken sind?

Am Ende des Bahnsteigs erwartete Max-Heinrich eine Überraschung. Dort stand sein stramm gealtertes Ebenbild und lächelte.

»Papa?«

»Überraschung!«, rief der Senior folgerichtig. Und die war ihm gelungen. Max-Heinrich hatte ihm leichtfertig von der *assistenza amministrativa* berichtet. Der Senior war bereits mit dem Nachtzug eingetroffen. Er hatte sofort nach dem Gespräch beschlossen, seinen Sohn auf dessen Mission zu begleiten, natürlich dezent und ohne zu stören, wie er versprach, und auch nur, wenn er wirklich erwünscht wäre. Nicht das erste Mal hielt er sich für einen cleveren Ermittler, doch Max-Heinrich hätte nie damit gerechnet, dass der Senior ihn bis ins Ausland verfolgen würde.

Heinrich Hempels scharfe Nase, das gepflegte, streng gescheitelte weiße Haar und der stolz erhobene Blick, der Kurz- und Weitsichtigkeit zugleich kaschierte – für eine Brille fühlte er sich noch zu jung –, ließen einen Typus Mensch erahnen, der in seinem Leben wenig Widerspruch duldet. Er war stolz darauf, für Anfang sechzig gehalten zu werden, dabei feierte er in ein paar Monaten seinen siebzigsten Geburtstag. Doch er tat auch einiges dafür, die Furchen, die das jahrzehntelange Studium des Kleingedruckten in sein Gesicht geschnitzt hatte, zurückzudrängen, nicht nur durch ausgedehnte Spaziergänge, sondern auch durch zentimeterdicke Schichten Babycreme am Abend, ein Tipp seiner viel zu früh verstorbenen Frau, Max-Heinrichs Mutter. Viel wichtiger: Er war ein ausgesprochener Venedig-Kenner und -Bewunderer.

Da der Senior generell mit wenig Schlaf auskam – »Die Sonne hat mich noch nie im Bett erwischt«, pflegte er zu sagen –, hatte er, das berichtete er seinem Sohn stolz, die Zeit lesend verbracht. Der feine Herr, der exquisite Venedig-Kenner und -Bewunderer, hatte sich im schicken Cipriani einquartiert. Auf dem Weg ins Hotel, das der *Corpo dei Carabinieri* für Max-Heinrich reserviert hatte – nicht das Cipriani –, erzählte der Senior so manches, doch Max-Heinrich ließ sich lieber vom Zauber der Stadt umgarnen.

Ja, die Touristen. Ja, das Geschiebe. Die Taschendiebe aus Europas Südosten und die Einheimischen am Fahrkartenschalter, die überforderten Asiatinnen Hundert-Euro-Scheine abknöpfen. Die Schlangen und die Sandalen. Versagendes Deo überall.

Aber das Licht. Dieses freundlich-warme, milde Licht. Das Licht, das die Kanäle und Fensterfronten und sogar das Schwarz der Gondeln zum Glitzern brachte. Das Licht, das jedem Reisenden, der es über die Alpen schafft, deutlich macht: Du hast es geschafft. Du bist im Süden. Max-Heinrich lächelte und fühlte sich gut.

Obendrauf gab es die Geräuschkulisse. Der menschliche Geist, mitunter dumm wie Schafkäse, mitunter genial wie geschnittenes Toastbrot, schafft es in seinen hellen

Momenten, alle Störgeräusche zu eliminieren und nur noch die Bugwellen der Boote zu hören, die gegen die Palazzi klatschen, das Knarzen der vertäuten Gondeln, das belebende Kreischen der ins Bild schießenden Möwen, das beruhigende Brummen der Wasserbusse, das Glockengeläut aus achthundert Jahre alter Bronze, das unverkennbare Italienisch in diesem Babylon.

Max-Heinrichs Hotel war ein kleines Bed & Breakfast namens Ponte Chiodo im Sestiere Cannaregio, gut fußläufig vom Bahnhof zu erreichen. Dass Venedig nicht in Viertel, sondern in Sechstel aufgeteilt war, musste der Senior seinem Junior eigentlich nicht mehr erzählen. Er tat es dennoch. Sie gingen über die Strada Nova, eine der breitesten Straßen der Stadt, die grob parallel zum Canal Grande das Sestiere durchschnitt und am Ghetto vorbeiführte und an der ersten scharfen Biegung des Kanals nach Süden endete. In deren Mitte hatte sich ein permanenter lang gestreckter Markt aus Obst-, Gemüse- und Tinneständen dauerhaft etabliert, links und rechts lockten Restaurants mit Bildern auf der Speisekarte und Aushängen in italienischem Englisch (»Best pizza in the town!«), auch einen McDonald's gab es hier, den einzigen in der Stadt. Edlere Boutiquen und Läden führten erbitterte Rückzugsgefechte.

Die Strada Nova war eine echte Ameisenstraße: Links gingen die, die ankamen, rechts die, die fortgingen. Bloß, dass die Ameisen Rollkoffer hinter sich herzogen, und das beständige *rattatatata*, das zwanzig Stunden am Tag durch die Stadt rauschte, durchdringend wie die kosmische Hintergrundstrahlung, trieb jeden Einwohner Venedigs langsam in den Wahn. Die lokalen Politiker hatten längst ein Rollkofferverbot erteilt, Verbotsschilder aufgestellt und mit empfindlichen Geldstrafen gedroht, doch die Behörden konnten das Verbot nicht durchsetzen. Es war, als versuchte man, einen Fluss mit bloßen Händen aufzuhalten.

»... ja, und deswegen dachte ich, dann begleite ich dich doch einfach, und vielleicht bin ich dir ja sogar von Nutzen, denn du musst wissen, dass kaum jemand Venedig so gut kennt wie ich, war ich doch schon ...«, vernahm Max-Heinrich Papas Redefluss. Der Senior redete sehr gern und viel. Bei Max-Heinrichs erstem Kurztrip war der Senior auf Studienreise in Ägypten gewesen; er schien deshalb in Sachen Venedig einiges nachholen zu wollen. Er hatte durchaus auch viele interessante Dinge zu berichten, aber nach vier Jahrzehnten an seiner Seite hatte sich Max-Heinrich eine Technik antrainiert, die ihm erlaubte, gewissermaßen auf Autopilot zuzuhören, auf bestimmte Signalwörter zu reagieren und ansonsten in gleichmütiger Zustimmung zu nicken. Auf dem Weg zu seiner Unterkunft verpasste Max-Heinrich daher ein Referat über den nicht nur unerbittlich anhaltenden, sondern sogar noch ständig wachsenden Strom von Touristen in die Stadt, die Taubenproblematik und den aufgrund der Terrordrohungen besonderen Schutz des jüdischen Ghettos durch bewaffnete Polizisten nicht weit vom Bahnhof.